

CHRISTIAN HUBER

**SOLANGE EIN  
STREICHHOLZ  
BRENNT**

ROMAN

dtv

**TEIL 1**

# **DER INNERE BLICK**



# 1 BOHM

Seine Sachen waren weg.

Bohm blickte sich um. Das Silber des Mondes brach durch die Wolkendecke und spiegelte sich in einer Pfütze, auf der Eiskristalle ihre Muster zogen. Bohm hasste die Kälte. Und vor allem hasste er die Nässe.

Gegen Minusgrade konnte er sich wappnen. Er konnte Schichten von Pullovern und Unterwäsche anziehen, den Bundeswehroparka überwerfen oder sich in seinem Schlafsack vor das Abluftrohr einer Restaurantküche verkriechen. Kälte war ein Gefühl, das man abstellen konnte. Nässe hingegen zog in die Haare, in die Haut, bis hinab in die Knochen.

Bohm schob seine Kapuze nach hinten. Um ihn herum rumorte die Großstadt. Brandgeruch hing in den Straßen, die Rufe von Betrunknen hallten durch das Einfahrtstor bis in den Hinterhof, das Klirren von Flaschen. Es war Fastnachtsdienstag, der letzte Tag des Karnevals. Ganz Köln war auf den Beinen, um den Nubbel zu verbrennen.

Wohin man sah, vor den Kneipen und auf den Plätzen loderten Feuer. Scheiterhaufen, in deren Mitte mannsgroße Puppen verbrannt wurden, die die Menschen für ihre eigenen Fehler und Sünden verantwortlich machten. Für ihre Beleidigungen, ihre großen und kleinen Lügen. Für ihre Untreue oder dafür, dass sie jemanden im Stich gelassen hatten. Das Feuer fraß die Puppen – den Nubbel – und brachte die Absolution.

Eine Tradition seit zweihundert Jahren.

Bohm mied diese Feuer. Er glaubte nicht daran, dass man die eigene Schuld auf eine Puppe abwälzen konnte, dass es reichte, eine seelenlose Gestalt aus Pappmaschee und Stroh abzufackeln, um alles Geschehene in Rauch und Wohlgefallen aufgehen zu lassen. Auch dann nicht, wenn diese Puppen in Anzügen und Kleidern steckten, wenn sie lachten und weinten und beinahe lebendig wirkten.

Hatte er einmal daran geglaubt? Er wusste es nicht.

In einem Unterstand, den wohl ein Hausmeister für Fahrräder gezimmert hatte, verbrachte er seit einer Woche die Nächte. Es war ein guter Platz. Hinter der letzten Reihe alter Räder, die niemandem mehr gehörten und deren Rahmengerippe vor sich hin rosteten, lag er mit der Mauer im Rücken windgeschützt. Der eigentliche Grund aber, warum er sich für diese Stelle als Unterschlupf entschieden hatte, war die kleine, mit Staub und Schmutz bedeckte Lampe, die, an eine Wand geschraubt, die ganze Nacht leuchtete. Bohm mochte das Licht. Morgens raffte er seine Habseligkeiten zusammen und stahl sich davon, bevor ihn jemand bemerkte. Erst weit nach Sonnenuntergang kehrte er zurück.

Nur heute war es anders gewesen: Am Fastnachtsdienstag luden die Karnevalsvereine im Stadtteil Ehrenfeld die Obdachlosen zum Gänseessen ein, und da hatte Bohm nicht mit seinem sperrigen Rucksack, der Isomatte und dem Schlafsack aufkreuzen wollen. Er hatte seine Besitztümer an der Mauer zurückgelassen.

Jetzt waren seine Sachen verschwunden. Und die Lampe war aus.

Sein altes Smartphone hatte noch neun Prozent Akku. Er wischte über das Display, vorsichtig, um den Sprung im Bildschirm nicht weiter splintern zu lassen, und wählte

die Taschenlampenfunktion. Die Pappe, auf der er die Isomatte ausgebreitet hatte, lag unverändert. Dort aber, wo am Morgen seine Wasser- und seine Wodkaflasche gestanden hatten, war nur noch ein nasser Fleck. Der verschüttete Alkohol war in der Luft zu riechen.

Bohm trank wieder weniger. Nicht mehr bis zur Besinnungslosigkeit. Dennoch brauchte er drei, vier Schlucke, um in den Schlaf zu finden. Sechs, sieben oder acht Schlucke, wenn es sein musste.

Zwischen den Fahrrädern lagen seine Sachen nicht. Auch nicht bei den Blumenstöcken, die den Hintereingang des Hauses flankierten, ebenso wenig auf der Sitzbank daneben. In einer Ecke des Hofes standen die Mülltonnen. Keine Spur davor, dahinter, darunter.

Bohm fuhr sich über das müde Gesicht. Fäulnis stieg ihm entgegen, als er den Deckel der ersten Tonne anhub und nach hinten fallen ließ.

Seine Matte lag obenauf, darunter sein Rucksack, die Oberseite mit geöffneter Schnalle nach unten. Einen Fluch auf den Lippen, klopfte Bohm die Isomatte ab und stellte sie zusammengerollt neben sich. Dann reckte er sich in den Container hinab, eine Hand, so gut er konnte, unter dem Rucksackfach, um zu verhindern, dass noch mehr herausfiel. Seine Decke war, auf zwei Müllsäcken liegend, klamm, aber einigermaßen sauber, ebenso wie das zweite Paar Socken. Daneben, zwischen Konserven und Essensresten, lagen sein Tabakpäckchen, seine speckige Waschtasche und ein paar Dinge, die er in Tücher gewickelt hatte. Ein Teil nach dem anderen klaubte er aus dem Abfall, um es zu inspizieren, es abzuwischen und zurück in den Armeerucksack zu packen. Eine Inventur der Mittellosigkeit.

Zu fehlen schien nichts.

Das Problem war der Schlafsack.

Da Bohm keinen Überzug besaß, schnürte er den Stoff mit einer Kordel zu einem Bündel zusammen. Und dieses Bündel lag nun zuunterst in der Tonne, in einem von schimmligen Brocken durchzogenen Matsch. Ein Müllbeutel war aufgeplatzt, Windeln, braune Feuchttücher und ein zerbrochenes Weinglas drängten durch die zerschnittene Folie. Der Regen, der während der letzten Stunden in den Container gelaufen war, hatte den Müll durchweicht und in der Tonne eine zentimeterhoch stehende Brühe gebildet.

Bohm zog an dem Schlafsack, der kaum mehr war als ein triefender Schwamm, Schleimfäden rissen zurück in die undefinierbare Lache. Die Daunenfüllung war zu einem einzigen Batzen zusammengeklebt. Einen Augenblick lang stand er einfach nur da, dann warf Bohm den Klumpen zurück in den Container.

Unvermittelt spürte er, dass er beobachtet wurde. Hinter dem Fenster im Erdgeschoss hatten sich die Vorhänge bewegt. Bohm verknotete die Isomatte und schwang sich seinen Rucksack über die Schulter. Beim letzten Blick in die Restmülltonne fiel ihm auf, dass der Brief aus dem Rucksack gefallen war. Das Grau des Altpapierumschlags reflektierte im Strahl seiner Handylampe.

Er hatte den Brief nicht geöffnet, seit ihm der vor einem Monat von einer Sozialarbeiterin in die Hand gedrückt worden war. Wollte er erfahren, was drinstand? Nein. Das wollte er auf keinen Fall. Trotzdem griff er sich das Schreiben, grüßte, zwei Finger an die Stirn gelegt, in Richtung der Gardine und verließ den Innenhof.

## 2 ALINA

Alina Alev war dankbar, dass niemand im Inneren des Fahrstuhls einen Spiegel angebracht hatte. Sie wusste, wie sie aussah. Ihre Locken waren braunes Stroh, ihre Augenhöhlen dunkle Schatten, die nicht verschwinden würden, egal, wie fest sie die Handballen daraufpresste. Wieder hatte sie die Nacht nicht geschlafen. Sie fühlte sich wie ein Geist.

Die Deckenbeleuchtung des Liftes surrte.

Zweiter Stock. Dritter.

Alina zupfte ihre Klamotten zurecht. Sie trug ihre teuerste Seidenbluse und eine Hose von Alexander McQueen, dazu halbhohe Schuhe und einen Mantel aus Merinowolle. Sie hatte mehr Make-up aufgelegt als gewöhnlich, die Nägel hatte sie in einem tiefen Rot lackiert. Kriegsbemalung für die letzte Schlacht.

Am Abend hatte sie etwas Leichtes gegessen, dann hatte sie dem Typen abgesagt, den sie im Zug von Hamburg nach Köln kennengelernt hatte. Zweimal getroffen, einmal abgesagt. Und noch mal abgesagt. Sie hatte das Handy auf Flugmodus geschaltet, bewusst ein langweiliges Buch gelesen und war zeitig zu Bett gegangen. Geschlafen hatte sie trotzdem nicht, von ein paar mit wirren Träumen durchzogenen Minuten abgesehen. Kurz vor dem Weckerklingeln hatte sie sich ins Bad und unter die Dusche geschleppt, an die Kaffeemaschine und aus dem Haus, um pünktlich im Sender zu sein.

Auf ihrem Smartphone drohten rot hinterlegte Ziffern über bunten Icons. Das Meeting, zu dem sie erscheinen

sollte, war kurzfristig einberufen worden. Worum es bei dem Termin gehen würde, ahnte die komplette Belegschaft.

Vierter Stock. Fünfter.

Alina massierte sich die Schläfen. Kaum zu glauben, dass sie einmal das gewesen war, was man als aufstrebende Journalistin bezeichnete. Ein Studium der Kommunikationswissenschaften, ein Volontariat beim Radio, erste Moderationen. Parallel dazu ein TikTok-Account mit erfrischenden Infoclips, ein eigener Interview-Podcast. Die Follower hatten an ihren Lippen gehangen und ihren sechsten Sinn für popkulturelle Entwicklungen verehrt. Als der Rapper Eminem zu einem Boykott von Spotify aufrief, war sie die Erste gewesen, die dahinter eine schmierige PR-Kampagne vermutete. Ihr Video dazu war viral gegangen und hatte es mit einer Erwähnung bis in die *Tagesschau* geschafft.

Sechster Stock. Siebter.

Alina war gut gewesen. Die Leute hatten sie gut gefunden.

Achter Stock.

In ihrem Podcast hatte sie nicht mit Prominenten oder Politikern gesprochen, sondern mit Krankenpflegern, der Leiterin eines Tierheims, der Oma von nebenan. Alltagsmenschen, die ihre Geschichten erzählten. Das hatte Alina geliebt. Sie gewann das Kulturstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen und landete auf der *Media* 30- under-30-Liste, zusammen mit anderen vielversprechenden Talenten der Republik.

Es war das erste Mal gewesen, dass ihre Eltern »die Medien« als Berufsweg anerkannten. Das Fernsehen war auf Alina zugekommen. RTI hatte ihr eine Stelle als Reporterin angeboten mit der Aussicht auf ein eigenes Format. Talkshow, Magazin, eine Mischung aus beiden. Etwas Großes auf jeden Fall. So hatte es ihr Holger Lorenz versprochen,

der langjährige Programmchef, wobei ihm vor Eifer die Spucke aus den Mundwinkeln geflogen war.

Neunter Stock.

Eine Woche hatte Alina abgewogen, ob dieser Schritt der richtige sei. Fernsehen war ein Sprungbrett, und wer einmal eine eigene Sendung gehabt hatte, konnte sich seine Zukunft aussuchen. Letzten Endes hatte sie zugesagt.

Sie wollte doch eine Karriere.

Und noch bevor die Tinte unter dem Vertrag getrocknet war, hatten ihre Eltern Freunde zum Essen eingeladen, nur um wie beiläufig zu erwähnen, dass ihre Tochter jetzt bei RTI arbeite.

Zwei Jahre war das her. In dieser Zeit hatte sie drei kleine Reportagen machen dürfen, die nirgendwo beworben worden waren. Alle Energie hatte Alina in diese Projekte investiert, und trotzdem hatten sie keine Aufmerksamkeit erregt.

Alina kämpfte dagegen an, aber sie spürte, wie Frust und Wut sich in ihr breitmachten. Was war falsch gelaufen?

Eine Etage noch. Das Meeting war in der Zehn anberaumt.

Ein Gespräch zu der eigenen Sendung hatte es nie wieder gegeben, obwohl sie mehrere Konzepte vorgelegt hatte. Talkshow, Magazin, eine Mischung aus beiden. So wie es angekündigt gewesen war. Oft hatte sie nicht einmal eine Antwortmail erhalten. Ihre Followerzahlen waren rückläufig. Sie hatte die eigenen Kanäle bei dem immensen Arbeitspensum vernachlässigt. Sie war angelogen worden. Und für eine Karriere lief ihr die Zeit davon. Und dann war etwas geschehen, das ihr bisher fremd gewesen war: Seit ein paar Wochen schlief sie nicht mehr.

Zehnter Stock. Zischend öffneten sich die Türen des Aufzugs. Alina trat auf den Gang.

Sie wusste, sie würde entlassen werden.

### 3 BOHM

Bohm war in Neuseeland. Wellen schlugen an die Felsen und übertönten das rasselnde Schnarchen seiner Zimmerkollegen. Kniehoch stand das Gras, durch dessen Halme seine Fingerspitzen streiften, anstatt die verfilzte Wolldecke und das zerschlissene Bettzeug zu berühren. Irgendwo schrie ein Kormoran und schwang sich hoch über die Bucht, hinein in die aufgehende Sonne, die als greller Fleck am Himmel stand. Bohm bedeckte seine Augen. Irgendetwas stupste ihn am Oberschenkel.

Sofort fuhr er auf und tastete unter der Pritsche nach seinem Rucksack, dessen Gurt er sich um den Unterarm gebunden hatte. Die andere Hand lag auf dem Griff seines Messers.

»Aufstehen, ist schon sechs durch«, sagte der junge Mitarbeiter der Notschlafstelle, der ihm ausnahmsweise noch eine Liege in den überfüllten Schlafsaal geschoben hatte.

Kalt brannte eine Glühbirne an der mit Rissen durchzogenen Zimmerdecke. Eine Iris, umgeben von Adern.

»Alles klar«, sagte er, und sein Puls beruhigte sich.

Bohm mochte die Notschlafstelle nicht, aber im eisigen Regen und ohne Schlafsack war sie die beste Option gewesen. Noch eine Nacht würde er hier nicht verbringen. Er brauchte unbedingt einen neuen Schlafsack. Zur Bahnhofsmision mit der Kleiderkammer waren es nur ein paar hundert Meter, und er hatte vor, dort heute einer der Ersten zu sein.

Links und rechts von ihm erwachte ächzend das Leben – oder was davon in kaltem Schweiß und Ammoniak noch übrig war. Etwa dreißig Männer lagen in dem Saal. Zischende, heisere Stimmen, hochgezogener und ausgeschriebter Rotz.

Ein Aluminiumdeckel wurde von einer Flasche geschraubt. Bohms Pritschennachbar, ein alter Herr mit dünnen Haaren, das Gesicht narbig wie geplatzter Asphalt, trank Hochprozentiges aus einer Glasflasche, obwohl Alkohol in der Unterkunft verboten war. Ein dicker Tropfen rann ihm über das Kinn, den er sich mit einem Ärmel abwischte. Seine Augen schimmerten wässrig gelb, die rote Nase stand im Kontrast zu seinen fahlen Wangen. Suff hatte viele Farben.

»Willst du auch?« Der Alte hielt Bohm die Flasche hin.  
»Geht nichts über ein gesundes Frühstück.«

»Gerade nicht.«

Der Alte nickte, bevor ein Hustenkrampf seinen Körper beben ließ. »Musst du gleich los? Wohin geht die Reise?«, fragte er, als der Anfall nachgelassen hatte.

Neuseeland, dachte Bohm und schüttelte den Kopf. »Einfach weiter.«

Der alte Mann räusperte sich. »Zu Hause gibt es nicht? Bei mir auch nicht.«

Bohm sagte nichts. Es war nie gut, sich Leuten auf der Straße zu öffnen. Niemand vertraute niemandem. Man durfte keine Gefühle zeigen, nie die Deckung runternehmen, sonst wurde man zerrissen.

»Ich sag immer«, fuhr der Alte fort, »man muss sein eigenes Zuhause sein. Sonst verliert man sich.«

Bohm atmete aus. Für eine Clochard-Predigt war es deutlich zu früh am Morgen.

»Merke ich mir«, sagte er, vergaß es in derselben Sekunde und erhob sich von der knarrenden Liege.

Der Alte prostete ihm zu.

Vor Bohm waren noch zwei Leute in der Schlange. Er ging in die Toilettenkabine und wusch sich anschließend die Hände. Dabei sah er in den Spiegel, der über dem Waschbecken hing. Ein Fremder blickte ihm entgegen, ein Meter fünfundachtzig groß, mager und sehnig. Kurze Haare. Ausgeprägte Wangen- und Kieferknochen bedeckt von einem stachligen Bart. Grüne Augen, am Jochbein eine Schramme. Sechsenddreißig Jahre alt war dieser Fremde, und Bohm wollte nichts weiter von ihm wissen.

Für fünfzig Cent konnte er seinen Rucksack in ein Schließfach sperren und duschen. Bohm klaubte den Betrag aus Zehnermünzen und Kupfergeld zusammen, steckte den mickrigen Rest zurück in die Tasche seines Parkas, den er mit seinem restlichen Besitz in einem Spind verstaute. Sauber war die Dusche nicht. Zwei helle Flecken, grobe Umrisse von Fußsohlen, zeigten auf dem sonst vor Schmutz dunklen Wannenboden, wo unzählige andere vor ihm unter der Brause gestanden hatten und noch viele stehen würden.

Er seifte sich ein. Der Schaum färbte sich grau und lief mit dem Wasser an Bohms Körper hinab. Er drehte den Regler an der Armatur weiter in den roten Bereich. Der heiße Strahl lockerte seinen versteinerten Nacken, und Bohm blieb die letzten Augenblicke tief atmend stehen, bis ein Weckerklingeln signalisierte, dass seine fünf Minuten vorüber waren.

Er putzte sich die Zähne, verabschiedete sich in die Runde und trat hinaus in den Morgen.

Über der Stadt lag der Kater. Der Karneval war vorüber. Übrig gebliebene Clowns und Cowboys schwankten zwischen Lachern und Brechreiz, bemüht, dem Alltag noch ein

paar Stunden zu entfliehen. Wer nicht freibekommen hatte, trug einen Blaumann, eine Uniform oder einen Anzug mit Krawatte, als wäre das die Kostümierung für das restliche Jahr. Erschlagen aussehende Eltern brachten ihre Kinder zur Kita. Ein junger Hund mit einem löchrigen blauen Halsband stromerte um die Laternenmasten.

Bohm fischte seinen Tabak aus der Jacke, drehte sich eine dünne Zigarette und riss mit dem Daumennagel ein Streichholz an. Geistesabwesend starrte er in die Flamme und ließ den ersten Zug dann in seine Lunge beißen. Er zog ein zweites und ein drittes Mal. Das Papier verglühte, die Tabakflocken kräuselten sich von braun zu rot und schwarz. Mehr Züge gab die Zigarette nicht her.

Der Hund hatte sich auf Bohm zubewegt, den Kopf zwischen den Schulterblättern. Bohm ging in die Knie, ließ den kleinen Streuner vorsichtig an seiner Hand schnüffeln und streichelte ihm über den Rücken. Plötzlich schreckte das Tier zusammen, bellte und rannte davon, als eine Kehrmaschine über das Kopfsteinpflaster polterte und abbg zum Dom und vorbei am RTI-Gebäude.

Die Bahnhofsmision mit der Kleiderkammer lag in der entgegengesetzten Richtung. Bohm war tatsächlich der Erste dort. Durch eine niedrige Tür betrat er den Gang des Fünfzigerjahrebaus, in dessen Erdgeschoss sich die Sozial-einrichtung befand. Mit den Fingerknöcheln klopfte er an.

»Ach, Herr Bohm, du bist es. Länger nicht gesehen. Du kommst gerade richtig für eine Tasse Kaffee.« Kerstin Sobotka saß vor einem klobigen Computer an ihrem Schreibtisch, eine Wand von Aktenschränken und Ablagefächern in ihrem Rücken. Auf einem wackeligen Sekretär stand eine Filtermaschine und spuckte fauchend Kaffee in eine Kanne.

»Morgen. Gern Kaffee«, sagte Bohm.

Kerstin wies ihn an, sich zu setzen.

»Hast du vielleicht eine Aspirin?«

»War lang gestern?«

»Unfreiwillig.«

»Aha. Tut der Kopf weh?«

»Weh nicht direkt.«

»Aha«, wiederholte die Sozialarbeiterin. »Als ob du das zugeben würdest, Herr Bohm.« Sie öffnete eine Schublade, goss Mineralwasser in ein Glas und drückte zwei Tabletten aus einer Packung hinein, die sich ungeduldig zischend auflösten, als könnten sie ihr eigenes Verschwinden nicht erwarten.

Bohm exte die trübe Flüssigkeit. »Cheers. Fühlt sich an wie ein neues Leben.«

»Nicht wahr?«, sagte Kerstin. »Künstliche Zitrone gereift in der prallen Sonne Leverkusens.«

Sie war um die sechzig, hatte halblange dunkelblonde Haare, trug eine zu kleine Brille und eine fusselige Strickweste.

»Was führt dich zu mir? Hast du geschlafen?«

»Schlafen kann ich, wenn ich tot bin«, sagte Bohm, was Kerstin mit einem Lachen quittierte, und er fügte an: »Die Augen konnte ich zumachen. In der Notunterkunft am Eigelstein. Mein Schlafsack ist kaputt.«

»Wie, kaputt?«

»Fand jemand nicht gut, dass ich in seinem Innenhof kampiert habe.«

Kerstin Sobotka nickte, fragte aber nicht weiter nach. Ihre Miene hatte einen sorgenvollen Ausdruck angenommen.

»Wie willst du das denn jetzt machen, die kommenden Nächte?«

»Ich hatte gehofft«, sagte Bohm, »dass ihr noch einen Schlafsack habt, den ich nehmen kann.«

In Kerstins besorgten Blick mischte sich etwas Niedergeschlagenes. »Es ist zum Verzweifeln, aber wir haben hier gerade nicht einen einzigen Schlafsack.«

»Keinen?«

»Nein. Das war diesen Winter in ganz Köln eine Katastrophe. Viele brauchen bei dem Wetter mehr als nur einen Schlafsack. Was wir abgeben können, reicht einfach nicht. Die Leute spenden weniger, ganz zu schweigen von den Geschäften. Erst letzten Monat wurden die Sozialprogramme eingekürzt. Vermutlich hat die Innenministerin sich nach dem Beschluss in ihr Daunenbett gekuschelt.«

Der Kaffee war durch den Filter gelaufen, die letzten Restetropfen in die volle Kanne.

»Kann man nichts machen«, sagte Bohm schließlich.

»Es tut mir wahnsinnig leid.«

»Ist ja nicht deine Schuld.«

»Decke, Thermounterwäsche und alles hast du?«

»Ja.«

»In eine Notschlafstelle willst du nicht noch mal?«

»Wolltest du das damals, als du auf der Straße warst?«

»Nein«, gab Kerstin zu. »Da war auch schon alles überfüllt. Ich hab immer in meinen Stiefeln geschlafen, um sofort flüchten zu können, wenn mich jemand angreifen wollte.«

»Mach ich auch so.«

»Obwohl das zehn Jahre her ist, spüre ich die Schuhe noch jede Nacht an meinen Füßen. Wie lange lebst du inzwischen draußen?«

Bohm sagte nichts.

»Um die fünf Jahre, oder?«

Bohm schwieg weiter.

»Musst du nicht erzählen. Aber schlau werde ich nicht aus dir. Du darfst eines nicht vergessen: Das, was dir und mir passiert ist, das kann jeden treffen.«

Bohm spürte einen Kloß im Hals. Ja, kann es, dachte er. Nur, dass es die einen verdienen und die anderen nicht. Jetzt bereute er, dass er den Schnaps des alten Mannes in der Notunterkunft ausgeschlagen hatte.

Kerstin schien einen Einfall zu haben.

»Es ist nicht viel«, sagte sie, »aber vielleicht habe ich doch was für dich: Willst du deine Mäuse verkaufen am Wochenende? Ich hätte noch eine Lizenz für den Markt am Ebertplatz.«

Bohm überlegte kurz, dann erklärte er sich einverstanden.

Auf dem Gang vor dem Zimmer herrschte mittlerweile reger Andrang. Die Anspannung der Hilfesuchenden war durch die Tür zu spüren. Bohm hatte die Hand auf der Klinke, da sagte die Sozialarbeiterin: »Hast du den Brief aufgemacht, Bohm?«

»Nein«, sagte er, ohne den Kopf zu drehen.

»Mach ihn auf!«, hörte er in seinem Rücken. »Egal, was es ist, Probleme verschwinden nicht von allein.«

Kommt darauf an, wie weit man läuft, dachte Bohm und ging.

Vor der Bahnhofsmisson saß der Hund mit dem blauen Halsband, als hätte er auf ihn gewartet.

## 4 ALINA

Vom zehnten Stock aus wirkten die Leben der anderen Menschen unecht. Eine konfuse Plansequenz einzelner Handlungsstränge, die sich nur augenblickweise kreuzten und sonst keinen Einfluss aufeinander hatten.

Ein kleines Mädchen auf einem Kickroller, das von seiner Mutter ermahnt wurde. Eine Pfandsammlerin, die bei keinem der Abfalleimer vor dem Redaktionsgebäude fündig wurde. Ein Obdachloser, der einen Hund streichelte.

Nur das Beste euch allen, dachte Alina bitter. Wenn dieser Tag vorüber war, würde sie sich dermaßen einen antrinken, dass die Pfandsammlerin mit ihr ein Vermögen machte.

Auf der Dachterrasse der Redaktion war es kalt. Alina lehnte an der Brüstung und hielt ihre Kaffeetasse mit beiden Händen. Wenn sie so müde war, brauchte sie die Kälte, um in den Tag zu finden.

Sie nippte an ihrer Tasse. Aus dem Standaschenbecher neben der Tür, die von der Terrasse zum Aufenthaltsraum führte, qualmte es. Da hatte wieder jemand eine brennende Kippe in die Öffnung für die Brötchentüten und Taschentücher geworfen, und jetzt stieg schwarzer Rauch aus der Blechröhre, als hätte der Vatikan noch keinen Papst. Von ihren Kolleginnen und Kollegen schien das niemanden zu interessieren. Erledigte ja später die Putzkolonne.

Alina trat von dem Geländer weg und goss die letzten Schlucke ihres Kaffees in die Klappe, woraufhin das Kokeln nachließ. Gleich war das Meeting. Wenn der Termin

so lief, wie sie vermutete, hätte sie auch direkt Benzin in die Glut gießen können.

Sie trat vom Freien in den Aufenthaltsraum, räumte ihre Tasse in den Geschirrspüler und die Hafermilch zurück in den Kühlschrank. Sie durchschritt das Großraumbüro, ließ den Blick über die Fläche mit den Schreibtischen, Konsolen und Trennwänden schweifen, griff sich ihr MacBook und stapfte in Richtung des Konferenzraums.

Den Laptop hielt sie dabei vor der Brust wie einen Schild, der Teppichboden dämpfte ihre Schritte.

Außer Alina war noch niemand da. Die Luft, die von der Klimaanlage ausgespuckt wurde, roch künstlich, das Licht der Pendelleuchten glänzte auf der Oberfläche des wuchtigen Tisches. Sie klappte ihren Computer auf und überflog nochmals die Worte, die der Termineinladung angehängt waren: *Feedbackgespräch. Neustrukturierung der Redaktion*. Es war dieselbe Nachricht, die auch zwei Kollegen bekommen hatten, deren Schreibtische seitdem leer geblieben waren. Wie zum Hohn blinkte eine neue E-Mail in ihrer Inbox. *Medien-Branche im Krisenmodus. Wie die Entlassungswelle zum Tsunami wird*, titelte der Newsletter des Informationsnetzwerkes *Horizont*.

Abgesehen von Alinas Laptop lag auf dem Tisch nichts weiter als ein Stift neben einem Notizblock. Seltsamerweise machte sie dieser Block nervöser als die Einladung zum Meeting. Vor ihrem inneren Auge sah sie ihren Namen dort auf dem Papier – durchgestrichen. Dann sah sie eine Berechnung: das Arbeitslosengeld abzüglich ihrer Miete mit Fixkosten und darunter ein dickes rotes Minus.

Alina versuchte, ihren Herzschlag zu kontrollieren. Ihre Handflächen hatten zu schwitzen begonnen. Ohne dass sie

sich wehren konnte, kam ihr die Stimme ihres Vaters in den Sinn. *Ich hab mit Freude von morgens bis abends gearbeitet, damit du einmal alle Möglichkeiten hast.* Ärztin, Anwältin, Architektin. Oder Pfandsammlerin, die aus dem Abfalleimer vor dem Redaktionsgebäude ihren Lebensunterhalt klaubte. »Reiß dich zusammen«, raunte sie sich zu und wischte die Bilder fort.

Mit fünf Minuten Verspätung betraten Programmchef Holger Lorenz und dessen Stellvertreterin Susanne Vogt den Konferenzraum. Er mit Sakko zur Jeans, sie im Hosenanzug. Alina erhob sich, Begrüßungsfloskeln wurden ausgetauscht, dann herrschte Stille zwischen den dreien. Ein Schweigen wie vor einer niederschmetternden Diagnose. Susanne Vogt begann etwas in ihr Notebook zu tippen. Holger Lorenz schaute auf seine Uhr. Warum brachten es die beiden nicht hinter sich?

In einem Beitrag, den Alina für den Sender gemacht hatte, war es um Unternehmer in Nordrhein-Westfalen und deren Führungsstile gegangen. Die Gründerin einer PR-Agentur hatte Alina erklärt, dass die Aussprache einer Kündigung nie länger als neunzig Sekunden dauern sollte. Die Kernbotschaft »Auflösung der Zusammenarbeit« müsse klar vermittelt werden. »Nicht dass der Mitarbeiter am Ende noch denkt, er wäre befördert worden.« Alina hatte mit der Kamera auf das Gesicht der Firmenchefin gezoomt, bis das ganze Bild ausgefüllt gewesen war.

Erneut kontrollierte der Programmchef die Zeiger seiner Rolex. »Kommt sicher gleich«, sagte er und zog den Stuhl zu seiner Rechten ein paar Zentimeter weg von der Tischplatte. »Er weiß ja auch erst seit ein paar Tagen Bescheid, dass es klappt, Frau Alev.«

Noch ehe Alina fragen konnte, *wer* zum Teufel Bescheid

wusste und *was* klappen sollte, schwang die Tür auf, und Jakob Nowak betrat mit breitem Grinsen den Konferenzraum.

Und von da an änderte sich in dem Raum alles. Das konnte Jakob. Das *war* Jakob. Die Luft roch nicht mehr künstlich, sondern in ihr lag ein Hauch von Zedernholz und Tau. Ein Parfüm, das Alina mochte. Jakobs Parfüm. Jakobs Grinsen warf kleine Fältchen um seine blauen Augen. Die blonden Locken hatte er mit etwas Wachs fixiert, die Ärmel seines Jeanshemdes zurückgekremgelt.

»Hey, Alina«, sagte er, während er neben Lorenz Platz nahm.

Alina merkte, dass ihr der Mund offen stand. Und als Jakob – so, dass Lorenz und Vogt es nicht sehen konnten – mit den Fingern eine Pistole andeutete und in die Luft schoss, klappte ihr vollends die Kinnlade herunter.

Der Pistolenschuss war ihr Insider.

Jakob Nowak arbeitete wie Alina als Reporter für den Sender. Ursprünglich war er Schauspieler gewesen und hatte nach ein paar kleineren Rollen genau wie Alina eine Einladung vom Programmchef erhalten. Seit vier Monaten war er im Team. Er hatte bisher eine einzige Reportage gemacht, und die war durch die Decke gegangen. Ein Sechzigminüter über zwei Türsteher eines Frankfurter Laufhauses, die aus der Kampfsportszene rekrutiert worden waren und in die Welt des organisierten Verbrechens abrutschten. Jakob hatte die persönlichen Schicksale der Männer geschickt mit dem faszinierenden Sog der Kriminalität verwoben. Er hatte brutale Bilder gezeigt und verletzliche Menschen, die sich, um zu überleben, die Maske der Männlichkeit überzogen. Die Reportage war viral gegangen, und Jakobs Social-Media-Kanäle waren explodiert.

Als er das erste Mal in einer der Konferenzen saß, hatte Alina innerlich die Augen verdreht. Alle außer Lorenz und Vogt hatten die Augen verdreht. Was wollten die mit diesem Schnösel?

Alina hatte ihn in einem Kinofilm gesehen. Er war nicht schlecht gewesen. Gemocht hatte sie ihn nicht. Er hatte ihr ein seltsames Gefühl gegeben, eine eigenartige Gänsehaut.

Jakob musste für die Arbeit an der Reportage oft nach Frankfurt, und wenn er im Sender war, blieb er überwiegend für sich. Angeblich hatte er was mit einer vom Marketing gehabt, und einmal sollte es da ziemlich geknallt haben, aber das war Flurfunk.

Verbunden hatte Alina mit Jakob nichts.

Bis zur Jubiläumsparty des Senders.

Die Party war ein absoluter Reinfluss. Ein Edelclub hoch über den Dächern Kölns. Fantastischer Ausblick, steife, biedere Atmosphäre. Alle standen nah bei den Chefs, die wiederum noch näher an den Gesellschaftern und großen Werbepartnern klebten. Staksige Reden, Lobhudelei, Speichellecken. Ein DJ spielte Musik wie Small Talk.

Alina hatte drei Häppchen von den Tellern der Hostessen gegessen, sich drei große Drinks genehmigt und sichergestellt, dass alle gesehen hatten, dass sie da war. Dann hatte sie sich auf den Weg zur Garderobe gemacht, um ihren Mantel zu holen.

Plötzlich war die Musik verstummt. Alina hatte sich umgedreht. Jakob stand am DJ-Pult. Alle blickten ihn an. Er grinste, dann drückte er irgendetwas, und eine E-Gitarre mit treibendem Schlagzeug und Bass schoss durch die Boxen des Clubs. Der Anfang des Songs *Schüsse in die Luft* von der Band Kraftklub. Ob es klug war und ob sie das auch ohne die drei Drinks gemacht hätte, wusste Alina

nicht – auf jeden Fall konnte sie nicht anders, als ein viel zu lautes »YES!« durch den Club zu rufen. Jakob bemerkte sie über die Tanzfläche hinweg. Die Stimmung im ganzen Raum hatte sich geändert. Die Leute begannen zu tanzen. Zum Refrain war der Dancefloor brechend voll. Alle brüllten mit. *Schüsse in die Luft. Peng, Peng, Peng.* Alina machte vom Rand aus die entsprechende Geste mit der Hand. Dabei sah sie zum DJ-Pult, und Jakob machte in ihre Richtung das Gleiche.

Schüsse in die Luft. Peng, Peng, Peng.

Sie hatten nicht viele terminliche Überschneidungen. Ab und zu saßen sie im selben Meeting, liefen sich in der Teeküche über den Weg oder standen mit anderen auf der Terrasse, wenn es Afterwork-Drinks gab. Fast immer kam es vor, dass im Sender gerade irgendetwas nervig war oder jemand in der Gruppe etwas Dummes sagte. Und immer gab es, ohne dass es die anderen mitbekamen, drei Schüsse in die Luft. Sie waren die beiden, die Bescheid wussten.

Vor zwei Wochen nun hatte Jakob einen neuen Schreibtisch bekommen. Zwei Plätze von Alina entfernt, abgegrenzt durch eine Trennwand. Er konnte nicht gewusst haben, dass sie guckte. Er musste es gespürt haben. Es war der Moment gewesen, als Alina die Mail *Feedbackgespräch. Neustrukturierung der Redaktion* im Postfach gehabt hatte. Sie hatte geseufzt, sich mit den Handballen die Augen gerieben und dann den Kopf in den Nacken gelegt. Über der Trennwand war eine Hand aufgetaucht. Jakobs Hand, die in die Luft schoss. *Peng, Peng, Peng.*

»Dann sind wir ja jetzt komplett«, sagte Programmchef Lorenz. »Schön, dass Sie es einrichten konnten, Herr Nowak. Als neues Aushängeschild des Senders kann man

sich eine kleine Verspätung erlauben, was?« Lorenz' Pausbacken, die wie aufgeklebt wirkten, leuchteten rosa. »Susi, hast du die Fakten für uns?«

Seine Stellvertreterin ließ einen Finger auf die Entertaste niedersausen. »Frau Alev, Folgendes: Es gibt ein neues Projekt. Wie Sie wissen, ist die Branche krisengebeutelt. Rückläufige Werbeeinnahmen, Etatkürzungen. Dennoch ist es uns gelungen, Gelder für eine neue Produktion zu beschaffen. Zunächst soll ein Pilot gedreht werden, von dessen Erfolg abhängt, ob das Projekt fortgesetzt wird.«

»Was wir planen«, sagte Holger Lorenz, »ist etwas Großes: Unser Herr Nowak hier bekommt eine eigene Sendung.«

»Glückwunsch«, sagte Alina fast automatisch. Ihr übermüdetes Hirn verstand nicht, was ihr hier vorgesetzt wurde. Klar war: Ihr wurde *nicht* direkt gekündigt. »Was hab ich mit der Sache zu tun?«

»Na, du machst mit«, sagte Jakob.

Überrascht hob Alina die Augenbrauen.

»Das war Herrn Nowaks Idee«, sagte Lorenz.

Zu Alinas gehobenen Augenbrauen kam ein leichtes Lächeln.

»Na ja«, winkte Jakob ab, »Teamarbeit, würde ich sagen. Wie das ganze Konzept: Einmal die Woche empfangen Sie im Studio Prominente, Politiker und Experten und diskutieren mit ihnen über ein bestimmtes Thema.«

»Eine *Talkshow*?«, sagte Alina und bemerkte, wie kritisch sie klang. Ihre Anspannung fiel ab, aber sarkastisch wollte sie nicht überkommen.

Susanne Vogt blitzte sie über ihren Bildschirm hinweg an. »Haben wir Anmerkungen, Frau Alev?«

Der Programmchef holte ebenfalls Luft, doch Jakob kam ihm zuvor. »Ich finde gut, dass du das skeptisch siehst,

Alina. Und du hast recht. Deshalb bist du hier. Wir wollen keine einfache *Talkshow*. Wir wollen eine Mischung aus Talk und Magazin.«

Alina hatte sich aufrecht hingesezt.

»Jede Sendung«, fuhr Jakob fort, »soll ein übergeordnetes Thema haben. Zu diesem Thema läuft vor der Talkrunde eine Reportage als Grundlage für das Gespräch. Und diese Reportage, Alina, machst du.«

»Herr Nowak und Sie werden eng zusammenarbeiten«, schaltete Susanne Vogt sich wieder ein. »Wird der Pilot ein Erfolg, haben wir das Go für eine komplette Staffel. Aufgrund der aktuellen Lage sind wir allerdings unter Termindruck. Wir brauchen schnell Material. Von diesem Projekt hängt die Personalplanung ab.«

Heißt im Klartext, dachte Alina, wenn meine Reportage nichts wird, bin ich weg vom Fenster.

»Alles klar«, sagte sie. »Freut mich, dass Sie mir so viel Vertrauen schenken.«

Holger Lorenz hatte die Ellbogen auf der Tischplatte abgestützt. »Was wir von Ihnen wollen«, sagte er, »sind Geschichten, die berühren. Knackig erzählt. Innovativ. Und geil muss es aussehen.«

»Das kann ich.«

»Dann zeigen Sie das doch mal«, sagte Susanne Vogt.

»Hat sie doch hier im Haus schon dreimal«, sagte Jakob.

Alina erwiderte nichts. Für Stolz war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Man bot ihr eine Chance.

»Was ist denn das Thema der Pilotsendung?«, fragte sie.

Als Jakob antwortete, hatte Alina den Eindruck, dass ihm seine Worte beinahe peinlich waren: »Also, ich weiß selbst nicht genau, wie das geklappt hat, aber wir haben tatsächlich die Innenministerin zu Gast, dazu den Chef

des Immobilienunternehmens Wohnovia, die Chefredakteurin der *Süddeutschen* und den Polizeipräsidenten von Köln.« Er strich sich mit den Fingern über den Nasenrücken. »Ein Promi fehlt uns noch, aber da ist die Gästeredaktion dran.«

Lorenz und Vogt nickten, als wollten sie sich zu diesem Line-up gratulieren.

Jakob fuhr fort: »Sprechen wollen wir über das Sozialgefüge der Republik. Wer trägt Schuld an der Verrohung? Jeder Einzelne für sich? Die Politik? Oder die Gesellschaft als Ganzes? Das soll das Leitthema sein. An der Headline arbeiten wir.«

Alina klappte ihren Computer zu. Unauffällig wischte sie über die feuchten Abdrücke ihrer Finger auf der Oberseite. Ihr Verstand hatte die Müdigkeit verdrängt.

»Das Topic«, sagte sie, »habt ihr mit diesen Gästen *von einer Seite* ja schon abgedeckt, würde ich sagen. Politiker, Staatsschutz, Bauunternehmer.« Jakob, Vogt und Lorenz hörten ihr zu. »Für die Reportage könnte ich mich auf die andere Seite begeben. In die sozialen Brennpunkte. Nah an die betroffenen Menschen.«

Sie improvisierte jetzt, darin war sie schon immer gut gewesen. »Die Frage ist doch«, sprach sie weiter, »ist wirklich jeder seines Glückes Schmied?« Einer Eingebung folgend griff sie sich den Block, der noch auf dem Tisch lag und sie eben so nervös gemacht hatte. »Mein Vorschlag für die Headline des Piloten wäre«, sagte sie, während sie auf die leeren Seiten schrieb und das Geschriebene dann vor sich hielt wie ein Banner: »*Wie entgleitet ein Leben?*«

Drei Augenpaare hafteten auf dem Zettel.

»Wie entgleitet ein Leben?«, wiederholte Lorenz. »Das ist nicht übel.«

Jakob klatschte in die Hände. »Das ist gut. Das hat Kraft.«  
Alina lächelte. Mit vier dicken Linien unterstrich sie die Zeile.

Nachdem das Meeting beendet war und sich alle zugesichert hatten, wie großartig die Show werden würde, blieb Alina mit Jakob zurück.

»Ich hab ein gutes Gefühl«, sagte sie, wobei sie hoffte, dass er nicht bemerkte, wie ihre Knie noch zitterten.

»Ich auch«, sagte Jakob und berührte sie kurz mit der Hand an der Schulter. Noch ehe sie reagieren konnte, nahm er die Hand wieder weg und verließ den Konferenzraum. In der Tür reckte er die Finger in die Luft. Peng, Peng, Peng.

## 5 BOHM

Drei Tage später hockte Bohm am Rande des Ebertplatzes auf einer umgedrehten Obstkiste und blinzelte mit schweren Lidern in das bleiche Licht des Vormittags. Die Decke, die er sich um die Schultern geschlungen hatte, war ebenso feucht wie alles andere, das er am Leib trug.

Nirgendwo hatte er einen Schlafsack auftreiben können.

In der ersten Nacht, bei Temperaturen um den Gefrierpunkt hatte er versucht, pausenlos in Bewegung zu bleiben, um nicht auszukühlen und seine Kleidung über die eigene Körperwärme trocken zu halten. Auf dem Rücken hatte er seinen Rucksack, in der Hand eine Flasche Wodka.

Egal, wohin er gegangen war, durch die Parkanlagen, unter den Brücken am Rhein entlang oder durch die Innenstadt: Gefolgt war ihm der Hund. Er hatte sich nicht abschütteln lassen. Beschleunigte Bohm den Schritt, verfiel der Hund in Trab, ging Bohm langsamer, schien das Tier das als Aufforderung zu sehen, um näher zu kommen. Irgendwann, die Flasche musste halb leer gewesen sein, waren sie gleichauf. Der Hund schnupperte an Bohms Oberschenkeln und ließ sich am Kopf berühren. Bohm murmelte etwas, nahm ihm das löchrige Halstuch ab, schüttelte es aus, befreite es von Dornen und Splittern, die sich in dem Stoff verfangen hatten, und band es dem Hund wieder um, woraufhin sie ihre ziellose Wanderschaft Seite an Seite fortsetzten.

An den Moment, als Bohm sich auf einem Parkplatz an

eine Mauer gelehnt haben musste, erinnerte er sich nicht, ebenso wenig, dass ihm die Augen zugefallen waren. An eine verlockende Wärme in der bitterkalten Nacht erinnerte er sich, der er folgen wollte, ohne umzukehren. Dann war da plötzlich etwas wirklich Warmes, ein Gewicht, das sich an ihn presste, und als er wieder zu sich kam, hielt der Hund neben ihm Wache.

Jetzt lag das Tier auf der Isomatte und bäugte die Besucher und Verkäufer des Trödelmarktes. Bisher war nicht viel los gewesen, und abgesehen von zwei Mitarbeiterinnen des Ordnungsamts hatte sich noch niemand für ihn und die von ihm angebotene Ware interessiert.

Sein Verkaufsstand waren ein Handtuch und ein Schild. *Die Million-Dollar-Maus: Eine Maus, 3 Euro. Echte Handarbeit* hatte er mit einem ausgetrockneten Edding in den Karton gekratzt und mit ein paar Strichen eine kleine Maus danebengezeichnet. Zwei davon verkaufen, dachte er, vielleicht drei, das wäre für den Vormittag okay.

Auf dem Handtuch lag ein halbes Dutzend Holzmäuse. Kleine geschnitzte Figuren, abgeschliffen, am Ende ein Loch mit einer Kordel als Schwanz. Augen, Gliedmaßen und Schnurrhaar waren mit feinen Rillen angedeutet, und jede der Figuren lächelte jeweils auf eine andere Art als ihr Geschwister.

Auf seinen Streifzügen fand Bohm immer wieder unbehandeltes Holz, und im Sperrmüll suchte er nach Bändern, die ein paar der kleinen Mäuse zu Anhängern machten. Die geschickten Schnitte verliehen den Tieren etwas Lebendiges. Der Trick waren die Winkel, in denen man die Kerben in das Holz trieb. So hatten es ihm die Maori während seiner Zeit in Neuseeland beigebracht.

Der Hund gab einen fiependen Laut von sich. Dann reckte

er die Schnauze in die Höhe, witterte und fixierte Bohm. Es war ein junger Rüde, der Bohm gerade einmal bis zum Knie reichte. Seine Ohren waren spitz, ebenso wie seine Schnauze. Ein Auge war braun, das andere bläulich trüb, er schien die Sehkraft darauf verloren zu haben.

»Hast du Hunger?« Bohm bemerkte, wie rau seine Stimme klang. Er hatte den ganzen Tag noch kaum ein Wort gesprochen, der Schnaps und die Nächte hatten auf den Stimmbändern ihr Übriges getan.

»Geht mir auch so.« Er berührte den Hund an der Flanke. »Guck lieb. Damit lockst du vielleicht ein paar Käufer an.«

Bohm roch seine eigene Fahne. Seit der Dusche in der Notunterkunft hatte er sich nicht mehr gewaschen, seine Kopfhaut juckte, und das Schwarze unter seinen Fingernägeln wirkte, als wäre es eingewachsen. Er schnäuzte sich in ein Taschentuch.

Der Tag war so trostlos wie die vorherigen. Der Wind schob Wolken ineinander und schuf bizarre aufgetürmte Formen. Schmutzige Lawinen im Zeitraffer. Am Horizont stieg ein Flugzeug empor und tauchte ein in das dunkle Grau. Schwer zu glauben, dass, egal, was war, auf der anderen Seite die Sonne schien.

Der Hund hob den Kopf.

»Ey.« Ein Mädchen stand vor dem Handtuch und betrachtete, was Bohm zu verkaufen hatte. Sie war groß gewachsen, hatte ein Stirnband über die knotigen Haare gezogen. Eingepackt war sie in eine abgewetzte, viel zu große Pilotenjacke. In der Hand hielt sie eine Bäckertüte. »Ist das dein Hund?«

»Nein«, sagte Bohm. »Ist mir zugelaufen.«

»Kann ja trotzdem dein Hund sein.« Das Mädchen verdrehte die Augen. »Ist' n Windhundmischling, oder?«

»Kann sein.«

Einen Moment waren sie gezwungen, das Gespräch zu unterbrechen. Ein Krankenwagen schoss mit heulender Sirene hinter dem Ebertplatz entlang. Rotes und blaues Licht zuckte über die Häuserfassaden, während die Passanten dem Fahrzeug hinterherglotzten, als gäbe es nie wieder etwas zu sehen.

Das Mädchen blickte auf ihre Stiefel. Ihre Jeans hatte sie bis zu den Schienbeinen gekrempelt.

Als das Martinshorn verklungen war, wies sie mit dem Kinn in Richtung des Hundes und sagte: »Was ist denn mit seinem Auge passiert?«

Bohm verlagerte das Gewicht auf der Kiste, worauf die dünnen Streben knarzten. »Weiß ich nicht«, sagte er.

»Was *weißt* du denn über deinen Hund?«

»Ist nicht mein Hund. Und *du* stellst zu viele Fragen.«

Das Mädchen kratzte sich im Nacken. Einzelne Haarsträhnen, einige davon gefärbt, die Farben längst herausgewaschen, hatten sich unter dem Stirnband gelöst und wehten ihr ins Gesicht.

»Seit wann hast du ihn denn?«, sagte sie.

»Noch mal: Ich *hab* ihn nicht. Er verschwindet nur nicht wieder.«

»Aha. Und wie heißt er?«

»Hat keinen Namen. Vielleicht hat er einen. Aber den kenne ich nicht.«

Die Hand mit der Bäckertüte hatte das Mädchen in die Seite gestemmt, mit der anderen fingerte sie eine Packung Las Vegas Blue aus der Tasche, nahm eine Zigarette zwischen die Lippen und entzündete sie mit einem Feuerzeug.

Bohm beobachtete sie. Sie war ein Teenager, ihre Wangen allerdings waren eingefallen.

»Willst du ihm nicht 'n Namen geben?«, sagte sie. Mit spitzem Mund blies sie den Qualm in den Himmel.

»Hab ich noch nicht drüber nachgedacht.«

»Alter«, sagte das Mädchen und nahm einen weiteren Zug. »Du musst ihm einen Namen geben. Du bist sein verdammtes Rudel.«

Bohm antwortete nicht.

Eine Böe fegte über den Markt. Die Plane des Pavillons nebenan, an dem jemand Kerzen verkaufte, blähte sich so sehr, dass das Gestänge der Konstruktion schwankte.

Unterdessen war eine junge Frau an die beiden herangetreten. Braune Locken, ein teuer aussehender Mantel. Augenringe, die durch ihr Make-up hindurchschimmernten. Sie beugte sich vor, griff sich eine von Bohms Mäusen und legte sie wieder zurück. Dabei streifte ihr Blick den von Bohm für den Bruchteil einer Sekunde.

»Hast du doch, oder?«, sagte das Teenagermädchen jetzt.

»Was?« Bohm musste ihre letzte Frage verpasst haben. Die Frau schlenderte weiter zum Nachbarstand, wo sie sich für die Kerzen zu interessieren schien.

Das Mädchen ließ die Kippe fallen und trat sie in den Platz, als wollte sie den Teer durchstoßen. Betont langsam sagte sie: »Ich habe gesagt, dass ich gehört habe, was du mit dem Hund geredet hast. Dass er Hunger hat. Und du auch.«

Bohm stützte die Ellbogen auf den Oberschenkeln ab. Aus den Augenwinkeln sah er, wie die Frau am Pavillon eine Kiste mit Teelichtern durchstößerte.

»Na ja«, sagte er, »klar. Wir haben nämlich den Brunch am Hotelbuffet verpasst.« Bei dem Gedanken an eine gedeckte Tafel mit Croissants und Körben voller Obst spürte Bohm, wie sich der Speichel in seinem Mund sammelte.

Außerdem bildete er sich ein, dass die Frau am Kerzenstand über seine Bemerkung schmunzeln musste.

»Witzig«, sagte das Mädchen, ohne dabei eine Miene zu verziehen. »Ich wollte eigentlich nur fragen«, sagte sie dann, und ihre Stimme war etwas weicher geworden, »ob ich euch mein Brötchen schenken darf. Also, dir das Scheißbrötchen und deinem namenlosen Hund den Schinken darauf. Ist von vorgestern. Aber essen kann man es noch.«

Bohm sah sie verdutzt an. Sie war in die Hocke gegangen, um mit ihm und dem Hund auf Augenhöhe zu sprechen. Beim Rascheln der Bäckertüte zog sich sein Magen zusammen.

Der Hund, der seine Entscheidung längst getroffen hatte, erhob sich und starrte gierig auf das belegte Gebäck, das das Mädchen aus der Tüte zog. Die junge Frau in ihrem schicken Mantel war nicht mehr am Pavillon. Sie musste weitergebummelt sein.

Bohm zögerte einen Moment. »Okay.«

Der Hund schnappte vorsichtig nach der fleischigen Scheibe, das Brötchen verstaute Bohm in eine Serviette gewickelt in der Tasche seines Parkas. Das Mädchen sah dem Hund beim Fressen zu. Als er fertig war, sagte sie: »Ich bin für Fox. Also, als Name für den Hund. Fox.«

»Wieso Fox?«

»Also«, sagte das Mädchen und stemmte die Arme in die Hüften. »Erstens sieht er mit der spitzen Schnauze und dem rötlichen Fell aus wie ein Fuchs und zweitens: wegen dem einen Auge. Das ist blau und irgendwie zerschossen. Kennst du den Song von Peter Fox? *Ein Auge blau*. Passt doch super.«

Der Hund hechelte.

»Ich weiß nicht, ob ich will, dass er *mein* Hund ist.«

»Wer?«, fragte das Mädchen.

»Fox.« Und, nachdem Bohm realisierte, dass er den Namen zum ersten Mal ausgesprochen hatte: »Mist. Du bist gut«, was dem Mädchen eine Art Lächeln entlockte. Seltsamerweise wünschte er sich, die Frau im schicken Mantel hätte das mitbekommen.

Der Hund hatte sich nach seinem Snack zusammengerollt. Bohm wippte auf seiner Kiste, die Beine angewinkelt, als müsste er einen schnellen Takt halten. »Dann heißt er jetzt Fox«, sagte er nach einiger Zeit. »Meinetwegen. Sind wir eben ein Rudel.«

Nickend tätschelte er den dösenden Hund.

Das Mädchen schien zufrieden zu sein. Sie deutete auf seine geschnitzten Mäuse: »Die sind ganz nice.« Mit hochgezogenen Augenbrauen las sie das Schild. »Die Million-Dollar-Maus. Was zur Hölle ist die Million-Dollar-Maus?«

»Die Million-Dollar-Maus«, sagte Bohm, »die gibt es so gut wie nicht mehr. Die ist ausgerottet. Das hier sind die letzten Exemplare.«

»Ach, ja? Wo haben die gelebt?«

»Geht die Fragerei wieder los?«, entgegnete Bohm. Und dann: »Auf Antipodes Island.«

»Nie gehört.«

»Das ist eine winzige Insel. Ein Paradies aus Blumen mitten im Nirgendwo, kurz vor Neuseeland. Mäuse gab es da nicht.«

»Und die Million-Dollar-Maus schon, oder was?«

»Vermutlich sind die Tiere mit einem Schiff auf die Insel gelangt, das vom Kurs abgekommen und Leck geschlagen ist. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Mit der Spirit of the Dawn.«

»Spirit of the Dawn?«

»So hieß das Schiff. Die Besatzung konnte es gerade noch in die Bucht manövrieren. Nach Wochen starb die Crew, weil keiner von ihnen es geschafft hat, ein Feuer zu machen.« Bohm räusperte sich. »Die Mäuse, die mit an Bord waren, haben überlebt.«

Das Mädchen hatte die Stirn in Falten gelegt. »Und dann? Die haben sich ja wahrscheinlich rasend schnell vermehrt?«

»Das war das Problem. Die haben die Insel kahl gefressen.«

»Sind eben Mäuse.«

»Exakt. Knapp hundert Jahre später hat die Regierung beschlossen, gegen die Tiere vorzugehen. Spürhunde, Jäger, Helikopter mit Giftködern. Nach einer Woche lebte keine einzige Maus mehr. Das Ganze hat eine Million Dollar gekostet und ging als *Million Dollar Mouse Project* in die Landesgeschichte ein.«

»Krass«, sagte das Mädchen. »Aber auch traurig, finde ich.« Sie schob ihre flatternden Haarfransen zurück unter das Stirnband. »Warum schnitzt du sie denn, die Mäuse? Wenn sie eine Plage waren?«

Bohm schluckte. Ihm war flau. Sicher der Hunger, dachte er.

»Ich mag es nicht«, antwortete er nach einer Weile, »wenn einem keine Chance gelassen wird.«

»Geht mir auch so. Gut, dass du ein paar gerettet hast.«

»Willst du dir eine aussuchen? Als Tausch für das Brötchen?«

Sie entschied sich für eine Maus aus einem Stück Eibe. Bohm hatte die kleine Figur lackiert, ausgehärtet und ein Lederband durch eine Öse gezogen, das sich das Mädchen nun um den Hals legte.

Fox hatte zu schnarchen begonnen. Das Mädchen strei-

chelte ihm den Nacken, was das Tier im Schlaf mit einem wohligen Brummen quittierte.

»Was für ein megaschöner Hund das eigentlich ist«, sagte sie. »Braucht nur ein bisschen Zuwendung und Liebe.«

»Und Schinken«, ergänzte Bohm.

»Und Schinken«, grinste das Mädchen. »Aber ganz schön tapfer, oder? Hier auf der Straße. Muss ihm ja das Scheißherz gebrochen haben, als man ihn ausgesetzt hat. Gerade hatte er seine Menschen noch. Und auf einen Schlag sind sie weg.«

Der Asphalt unter Bohm bekam Risse.

»Wie kommst du darauf?«

»Weiß ich nicht.« Die Augen des Mädchens schimmerten, ihr Blick ging direkt durch Bohm hindurch. »Aber kennst du ja vielleicht. Wie man sich fühlt, wenn einem der Boden unter den Füßen weggezogen wird.«

Bohm war jetzt richtig schlecht. Der Hunger. Der Untermilch. Der Schnaps. Er erhob sich so ruckartig von der Kiste, dass sie nach hinten kippte. »Kannst du auf meine Sachen aufpassen?«, presste er hervor und ging mit langen Schritten davon.

Er eilte zwischen den Verkaufsständen entlang, rempelte blind jemanden an, ließ sich ein *Vielleicht entschuldigst du dich, du Trottel!* hinterherbrüllen, bog ab und blieb, die Knie wackelig, hinter der Seitenwand eines Toilettenwagens stehen. Sein Atem ging keuchend. Mit kalten Fingern zog er die Serviette mit den Brötchenhälften hervor und zwang sich hineinzubeißen. Eine wässrige Tomatenscheibe. Remoulade. Noch immer fühlte er sich elend und tastete nach der Innentasche seines Parkas. Mit einem Schluck leerte er die kleine Schnapsflasche. Scharf rann ihm die Flüssigkeit in den Magen, fand ihren Weg in den Kreislauf und ließ Bohm endlich ruhiger werden.

Der große Brunnen in der Mitte des Ebertplatzes war in Betrieb, und Bohm wusch sich den Mund aus. Warum er nicht direkt wieder zurück zu seinem Platz ging, zu dem Hund und dem Mädchen, wusste er nicht. Er lief an den Buden und Tischen vorbei, blieb aber nirgendwo stehen, um sich etwas anzusehen. Die Besucherschar auf dem Platz war nun immer gedrängter. Lediglich um Bohm herum schien eine Art Blase die Menschen auf Abstand zu halten. Man schaute ihn an und dann weg. Bohm war überpräsent und nicht existent zugleich.

Zuletzt nahm er den Weg zurück an den Rand des Marktes zu seinen Sachen. Fox war noch da, das Mädchen verschwunden.

Dafür war die junge Frau mit dem schicken Mantel zurückgekehrt.

»Guten Tag, Herr Bohm«, sagte sie.

## 6 BOHM

»Mein Name ist Alina Alev«, sagte die junge Frau.

Reflexartig zuckte Bohm mit der Hand, als wollte er sie ihr entgegenstrecken. Dann besann er sich und ging um sein Handtuch herum, froh, nun eine Barriere zwischen sich und der Frau zu haben. Verwirrt musterte er sie von oben bis unten. »Kennen wir uns? Falls Sie wegen der Standlizenzen hier sind: Meine hab ich dem Ordnungsamt gezeigt.«

Bohm merkte, dass er vom Aufguss auf den Suff der vergangenen Nacht leicht lallte. Instinktiv wich er noch einen halben Schritt nach hinten und verschränkte die Arme. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal jemanden gesiezt hatte.

»Wegen der Lizenz bin ich nicht hier«, sagte die Frau, die sich Alina Alev nannte, und lächelte dabei.

Eine schöne Stimme, dachte Bohm. Jetzt erst registrierte er, dass Alina Alev ihm über das Handtuch hinweg eine Visitenkarte geben wollte. Rote Nägel, zarte Finger.

Da Bohm zu lange gebraucht hatte, ließ sie den Arm mit der Karte sinken und sagte: »Ich bin Reporterin. Nicht erschrecken. Ich arbeite fürs Fernsehen.«

Auf einen Schlag war Bohm froh, ihr die Visitenkarte nicht aus der Hand nehmen zu müssen, und gleichzeitig traurig, die Möglichkeit dazu verpasst zu haben. Eigenartig. So schnell, wie diese Empfindungen gekommen waren, so schnell ebten sie wieder ab.

Der Wind wehte ein leichtes Parfüm herüber.

»Wie geht es Ihnen, Herr Bohm?«, fragte Alina Alev locker. Sie schien Small Talk gewohnt zu sein.

»Es geht«, sagte Bohm, was sich im Alkoholdunst eher wie *sgehd* anhörte.

»Gut. Und mit Ihrem Hund ist alles okay? Der sieht lieb aus.«

»Denke schon.«

»Und kommen Sie klar mit den Temperaturen? Es ist ja wirklich eisig. Dazu der ständige Regen.«

»Geht.«

Bevor Bohm nachfragen konnte, was sie von ihm wollte, redete Alina Alev weiter: »Ihre kleine Freundin hat mir erzählt, dass Ihnen schlecht geworden ist. Und was Sie hier schnitzen. Das ist wirklich eine gute Geschichte mit den Mäusen.«

Inzwischen hatte Bohm den Eindruck, als würde sie ganz einfach einen Plausch mit ihm führen wollen.

Ob er die Story mit der Insel irgendwo gelesen habe? Sie selbst sei nie in Neuseeland gewesen, aber wolle gern einmal dorthin. Was denn die beste Jahreszeit dafür sei?

Bohm antwortete einsilbig, immer noch vorsichtig, aber nicht mehr so abweisend. »Wo ist das Mädchen denn?«, fragte er.

»Sie musste weg«, antwortete Alina Alev. Doch etwas an ihrer Art zu sprechen hatte sich geändert. Sie sprach schneller. Abrupt hatte sie ein Smartphone gezückt. »Stört es Sie, wenn ich das abfilme? Und kann ich vielleicht ein Foto von Ihnen machen? Mit dem Hund? Wäre nur für die Stoffsammlung.«

Was? Bohm war sich nicht sicher, sie richtig verstanden zu haben.

Schon fuhr sie mit der Kamera ihres Handys über seine

Arbeiten, brachte sich dann in Position, und man hörte eine schnelle Abfolge digitaler Klicklaute.

Instinktiv nahm Bohm den Arm vors Gesicht und drehte sich weg. »Stopp!«, sagte er. »Worum geht es hier eigentlich?«

Diese Alina war offenbar zufrieden mit ihrer Ausbeute.

»Bitte entschuldigen Sie«, sagte sie, die Stimme wieder im Plauderton. »Das hätte ich natürlich erst erklären müssen. Ich mache eine Reportage über Obdachlosigkeit. Ich suche jemanden, den ich für ein paar Tage begleiten kann. Tut mir leid, dass ich Sie so überfallen habe.« Bohm glaubte keine Sekunde, dass ihr irgendetwas leidtat. »Die Dame in der Bahnhofsmission meinte, dass Sie vielleicht passen könnten. Sie war so nett, mir zu verraten, dass ich Sie hier finden würde. Angeblich«, sagte sie und lächelte, »sind Sie ein okayer Typ. Sollten Sie einverstanden sein, gäbe es natürlich eine Aufwandsentschädigung.«

»Kerstin hat Sie zu mir geschickt?«

Nickend hielt ihm Alina erneut die Visitenkarte hin, und wieder nahm Bohm sie nicht an. Sie steckte die Hand mit samt der Karte in ihre Manteltasche.

Bohm verstand immer noch nicht. »Was meinen Sie mit: jemanden begleiten?«

»Sie zeigen mir Ihr Leben, Herr Bohm. Wie Sie Ihren Alltag meistern, wo Sie die Nächte verbringen. Alles dazwischen.«

Ihre Augen waren bernsteinfarben mit tiefschwarzen Pupillen. Ein Sonnensturm.

In diesem Moment drehte der Wind und drückte ihm in den Rücken. Alina Alev, die eben noch nah an dem Handtuch gestanden hatte, wich etwas zurück, und Bohm sah, wie sie für einen Sekundenbruchteil die Mundwinkel verzog. Sofort lächelte sie wieder.

Bohm schluckte. Ihm war bewusst, dass er stank. Einen Wimpernschlag lang fühlte er Scham, dann etwas anderes, Unbenennbares, bevor der Trotz in ihm aufstieg und seinen Verstand klärte.

Sie hatte sich verstellt und ihn überrumpeln wollen. Ihr freundliches Geschwätz war nichts als Fassade. Sie suchte ein *Objekt* für ihre Story. Und auf keinen Fall wollte er ins Fernsehen.

So wie er sich vorhin gewünscht hatte, diese Frau möge sich am Pavillon nebenan – in seiner Nähe – noch etwas aufhalten, so sehr er die Plauderei eben gemocht hatte, so sehr wollte er jetzt, dass sie verschwand.

»Ich möchte auf keinen Fall, dass Sie mich begleiten«, sagte er.

»Sie müssten sich nicht anders verhalten als sonst.« Die Reporterin war offenbar unbeeindruckt von seiner Absage. »Da wäre nur ich mit einer kleinen Handkamera. Für den Ton könnte man Ihnen ein Funkmikro anstecken. Und wollen wir uns nicht einfach duzen? Ich bin Alina.«

Bohm schwieg. »Bohm«, sagte er dann. Keiner von beiden machte Anstalten zu einem Händeschütteln. »Trotzdem kann ich dir nicht helfen.«

Er wartete, dass sie sich verabschiedete, und begann, sich eine Zigarette zu drehen. Alina sah ihm dabei zu. Bohm zog die umgestoßene Obstkiste heran und setzte sich, nachdem er Fox getätschelt hatte, auf seinen Platz.

Diese Alina ließ sich nicht abwimmeln. Wie Bohm hielt sie jetzt eine Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger. Weißes Zigarettenpapier, weißer Filter, getrennt von einem goldfarbenen Streifen.

»Tausend Euro«, sagte sie beiläufig, wobei sie in ihre Zigarettschachtel schaute und ihren Mantel abtastete. Dann

sah sie Bohm an. »Ich gebe dir tausend Euro in bar, wenn ich dich eine Woche lang mit der Kamera begleiten und das Material frei verwenden darf. Fünfhundert vorab, fünfhundert nach Abschluss der Dreharbeiten. Das ist eine Menge Geld.«

Bohm hielt ihrem Blick stand. Warum konnte sie nicht einfach gehen? »Wie gut«, sagte er, »dass du klarstellst, dass das für mich eine Menge Geld ist.« Die Zigarette hatte er beim Sprechen zwischen die Lippen gesteckt.

»So war das nicht gemeint.«

»Wie war es denn gemeint?« Mit dem Daumennagel der rechten Hand riss er ein Streichholz an, während er mit der linken einen Windschutz formte. Rauch stieg Bohm aus Mund und Nase, und er schnippte den Span zur Seite. Er war ein Glühwürmchen, und dann war er nichts. »Ich brauche dein Geld nicht«, sagte Bohm, klopfte die Zigarettenspitze ab und achtete darauf, dass die Asche sich nicht über seine Schnitzereien verteilte.

»Das sieht aber nicht so aus«, sagte Alina schnell, nur um ein noch schnelleres »Sorry« hinterherzuschieben. »War nicht so gemeint.«

»Du sagst ganz schön viel, was du nicht so meinst«, sagte Bohm.

Alina klopfte immer noch ihren Mantel ab, die Taschen, die Stelle, wo die Innentaschen lagen. »Shit. Hast du vielleicht Feuer für mich?«

Kommentarlos warf Bohm ihr seine Streichholzschachtel zu, die sie auffing. »Danke.«

Der Wind hatte weiter aufgefrischt. Als Alina ein Streichholz an der Reibfläche entfachte, erlosch es sofort. In einer Hand das Zündholz, in der anderen die Schachtel blieb ihr keine Möglichkeit, die Flamme abzuschirmen. Auch ein zweiter und ein dritter Versuch misslingen.

Bohm dachte nicht einmal daran, ihr zu helfen. Genervt warf sie ihm die Streichhölzer zurück.

»Also«, sagte sie. Ihre Gesichtszüge waren angespannt.  
»Sorry noch mal wegen dem Spruch. Aber tausend Euro *sind* viel Geld. Was sagst du?«

»Dasselbe wie vor zwei Minuten: Nein.«

Auf Alinas Stirn bildete sich eine lange Zornesfalte bis hinauf zum Haaransatz.

»Dann lass es.« Sie zerknüllte die Visitenkarte, schleuderte sie in Bohms Richtung und ging davon, ohne sich noch einmal umzudrehen.